

Die Lebensbedeutung der Sonntagsruhe *

Von OTTO FRIEDLICH BOLLNOW

In der Hetze des modernen zivilisatorischen Daseins empfinden wir die Sonntage selten noch als das, was sie ihrem Wesen zufolge sein sollten: als die natürlichen Ruhepunkte im fortschreitenden Gang unsres Lebens. Entweder nehmen wir unsre Berufsgeschäfte zu wichtig und lassen uns von ihnen fortreißen, achtlos über diesen vorgesehenen Einschnitt hin wegzu-
loben. Wir bleiben in einer pausenlosen ununterbrochenen Anspannung, die auf irgendein ganz fernes Zukunftsziel gerichtet ist. Wir nutzen uns ab in dieser immerwährenden Inanspruchnahme, weil der natürliche Wechsel mit der Entspannung, das Ausruhen in dieser, fehlt. Oder aber in anderen Fällen ist unser berufliches Leben so sehr von allem Sinn entleert, daß sich die Menschen wie ausgehungert auf die Sonntage und den spärlichen Urlaub stürzen, um hier erst denjenigen Lebensinhalt zu finden, den das berufliche Dasein nicht mehr zu geben vermag. Die Mittel einer solchen Befriedigung) sind dann verschieden, vom Tanzvergnügen bis zum Wintersport. Gemeinsam ist ihnen vor allem die Hast, mit der die Menschen ein größtes Maß an Erlebnissen in diese begrenzten Zeiten hineinzupressen suchen, so daß sie erschöpft dann am Montag an die Arbeit zurückkehren, daß sie erschöpft aus ihren Ferien nach Hause kommen und sich von ihrer Erholung hier erst erholen müssen. Was Erholung, was Ausspannung sein sollte, das ist selber zur gesteigerten Anspannung geworden, von der man sich seinerseits ausruhen muß; und für dieses Ausruhen bleibt nur das berufliche Dasein selbst, was wiederum auch nicht der richtige Ort sein dürfte.

Man darf diese krampfhaftige Überladung der Sonn- und Feiertage nicht einmal ganz verurteilen. Solange das berufliche Arbeitsleben so sinnentleert geworden ist, wie es heute zum größten Teil nun leider einmal der Fall ist, liegt hier die einzige Möglichkeit, dem Leben trotzdem noch «inen Inhalt abzugewinnen. Und schon dies allein verjüngt. Aber zugleich zeigt diese seltsame Verkehrung — daß nämlich unser Urlaub zu etwas wird, von dem man sich seinerseits erholen muß — an, daß in der gesamten Einteilung unsres Lebens ein tiefsitzender Felder verborgen ist, der uns zu immer neuer Anspannung vorwärts treibt und uns überhaupt nicht mein- zu einem wirklichen tiefen Ausruhen kommen läßt. Hier tut eine tiefere Besinnung auf die Lebensbedeutung der Sonn- und Feiertage not. Diese Besinnung führt in die tiefsten Fragen des menschlichen Daseins zurück. Nur ein paar vorbereitende Andeutungen in dieser Richtung sollen hier versucht werden.

*

Um zu erfahren, was Sonntag, was wirkliche Feiertagserholung ist, müssen wir schon weit in unsre Kindheitserinnerungen zurückgreifen oder [313/314] wir müssen uns an ungestörte ländliche Verhältnisse erinnern, in denen der Sonntag noch in seiner ganzen alten Bedeutung erhalten geblieben ist. Es sind ganz einfache Dinge, die wir uns hier wieder vergegenwärtigen müssen, aber sie sind wichtig, um sich in den Geist oder besser in die Stimmung des Ganzen zurückzusetzen; denn über alle inhaltlichen Einzelheiten hinweg ist es zunächst eine eigentümliche Stimmung, die den Geist des Sonntags bestimmt. Und diese eigentümliche Stimmungslage wird auch zunächst in der Erinnerung aufsteigen, wenn wir uns die Sonntage unsrer Kindheit zu vergegenwärtigen versuchen.

* Erschienen in der Zeitschrift „Die Sammlung“, 6. Jg. 1951, S. 313-320. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

Der Sonntag beginnt eigentlich schon am Sonnabend-Abend. Wenn der Handwerker seine Werkstatt aufräumt, wenn die Hausfrau das ganze Haus in einen sauber glänzenden Zustand versetzt hat, und sogar noch vor dem Haus die Straße gefegt und von dem in der Woche angesammelten Schmutz befreit wird, wenn zum Schluß dann auch noch die Kinder gebadet werden, auch die Erwachsenen in einer gründlichen Reinigung den ganzen Staub I der Woche von sich abspülen und die neue Kleidung schon bereit liegt — wenn das alles in aller ländlichen Ausführlichkeit und Bedächtigkeit besorgt wird, dann zieht eine tief beglückende Stimmung des Ausruhens bei dem Menschen ein.

Wenn wir etwa den Handwerker beim Aufräumen seiner Werkstatt beobachten, ob er es nun selber tut oder die Lehrjungen dabei überwacht, so geschieht dabei immer sehr viel mehr, als aus der Notwendigkeit einer geregelten Arbeit eigentlich unbedingt notwendig wäre. Es nimmt in der Regel wahrhaft ausschweifende, weit über das Ziel hinausgreifende Formen an. Im Grunde wird die Werkstatt gar nicht für den Neubeginn der Arbeit am kommenden Montag bereitgestellt, sondern es ist, als ob sie für alle Ewigkeit verlassen und in einem vor ihr genügenden Zustand hinterlassen werden sollte. Es ist, als ob das ganze Alltagsleben versinkt und eine neue, bessere Ordnung einzieht, die sich nicht nur gradmäßig von der des Alltagslebens unterscheidet, sondern etwas wirklich grundsätzlich Neues bedeutet. Das eben ist die sonntägliche Ordnung, die dann diesem Tag seine tiefe Beglückung gibt. Und wiederum müssen wir tief in die Erinnerungen unsrer Kindheit zurückgreifen oder an ganz ländliche Verhältnisse denken, um ganz zu empfinden, was Sonntag in seiner vollen Bedeutung heißt. Schon beim Erwachen durchströmt den Menschen ein neues glückliches Gefühl. Es ist, als ob die Sonne klarer leuchtete und die Vögel schöner sängen als an den andern Tagen. Es ist das früh schon erwachende Gefühl der Festlichkeit. Wir sprechen am besten von einer Stimmung des Sonntäglichen, die sich über diesen ganzen Tag ausbreitet. Zu diesem Bewußtsein des Sonntäglichen gehört es dann weiter, daß nichts drängt und nichts eilt — daß man einfach Zeit hat. Man genießt das Gefühl einer freien, nicht mehr hastig vorwärts drängenden Zeit. Wenn Kinder dann oft mit ihrer Zeit nichts anzufangen wissen, wenn sich dann von da her oft sogar eine gewisse Vorstellung der Langenweile mit der Erinnerung an die Kindheitssonntage verbindet, so gehört auch dies mit zur sonntäglichen Stimmung. Die Zeit ist stehen geblieben. Es ist eine Pause im Ablauf der ge- [314/315] schäftigen Zeit, die hier dem Menschen geschenkt ist. Und es wäre eine Versündigung gegen den Geist des Sonntags, sich die Zeit in einer Weise zu „vertreiben“, wie man es vom Alltagsleben her gewohnt ist.

Man müßte überhaupt im einzelnen alles ausführlich beschreiben, was dazu gehört, dem Sonntag diesen besonderen festlichen Charakter zu geben. Dazu gehört schon wesentlich die Ordnung und Reinlichkeit des ganzen Hauses; denn dabei handelt es sich um sehr viel mehr als bloß um eine Maßnahme der Zweckmäßigkeit und der Hygiene. Die Ordnung und die Reinlichkeit bedeuten eine ganz neue Übersichtlichkeit und Durchsichtigkeit der den Menschen umgebenden Welt, eine Bannung des bedrängten Chaos, wie es sonst das von beruflicher Sorge erfüllte Alltagsleben des Menschen kennzeichnet. Von der Verwirrung des Alltags befreit, fühlt der Mensch eine ihm sonst unbekanntes Leichtigkeit in sich einströmen. Die Welt ist „aufgeräumt“ an diesem Tag, wie sie in ihrer sauberen Ordnung vor dem Menschen da liegt. Sie verlangt nicht nach seinem Eingreifen. Sie erinnert überhaupt nicht an die Arbeit mit ihrer Mühe. Sie liegt da, als ob sie sich in alle Ewigkeit dieses „aufgeräumten“ Zustands erfreuen wollte. Und diese Stimmung der Aufgeräumtheit überträgt sich dann auch auf den Menschen. Er ist selber aufgeräumt und heiter. Ein stilles Gefühl der Festlichkeit durchzieht sein ganzes Leben.

Dahin gehört dann auch alles andre, was diesem Gefühl nach außen hin seinen Ausdruck gibt: das sind die festlichen Kleider — denn mit den neuen Kleidern zieht man zugleich einen neuen Menschen an, und schon darum ist es eine Versündigung gegen den Geist des Sonntags, wenn man seine Werktagskleider weiterträgt. Das ist weiter die ausgesuchtere sonntägliche

Speise, der am Sonnabend gebacken[©] Kuchen usw. Man müßte überhaupt sehr viel genauer den ganzen weiten Bogen beschreiben können, den der Lauf des Sonntags nimmt und auf dem sich das eigentümlich Sonntägliche dieser Stimmung in den verschiedenen Ausprägungen beständig wandelt: von der leuchtenden und erwartungsvollen Klarheit des Sonntag-Vormittags zum gemeinsamen Mittagmahl, das die Familie in einer Muße zusammenführt, wie sie im werktäglichen Leben, wo jeder mit sich selber beschäftigt ist, selten vorkommt. Es ist die Zeit der Gemeinsamkeit, der Offenheit finden andern, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit kommt dem Menschen mit neuer Frische zum Bewußtsein; denn dieses entfaltet sich ja am stärksten in dem Ausruhn nach der getanen Arbeit. Man müßte weiter all die kleinen Beschäftigungen zeichnen, in denen die Menschen am Sonntag-Nachmittag ihr Nichtstun genießen: der bedächtige Kaffeebesuch beim Nachbarn und das zweckfrei ablaufende erholende Gespräch, der kurze — nicht allzu ausgedehnte — gemeinsame Gang durch die Felder, wenn die jungen Mädchen dann singend durch die Dorfstraßen ziehn, die jungen Leute sich im Gespräch finden, bis hin zur festlichen Gelöstheit des Sonntag-Abends, die völlig anders ist als die ausruhende wohlige Müdigkeit des zugleich von hoher Erwartung gespannten. Sonnabend-Abends. Sie schwingt vielleicht — in selteneren Malen — aus im Fest, im sonntäglichen Tanz, oder — was die Regel ist — sie klingt ab im stillen und friedvollen abendlichen Gefühl der [315/316] ganzen durchlobten Pause, ohne Gedanken an die am nächsten Tag wieder beginnend[©] Arbeit, aber auch ohne Bedürfnis nach einer längeren Fortdauer dieser Pause, eben in jeder Richtung befriedigt und erfüllt, in der Gegenwart ruhend und ohne Blick auf die Zukunft.

Wenn wir so den Sonntag in seiner ganzen Gestalt durchleben, dann ist es sehr viel mehr als ein Ausruhn nach getaner Wochenarbeit. Das wäre eine viel zu oberflächliche rationalistische Deutung von seiner Zweckmäßigkeit her. Sie würde ihm keinen eignen Sinn zusprechen, sondern ihn nur von der Seite des Alltags, nämlich als Mittel zur Wiederherstellung der Arbeitskraft sehen. Im wirklich durchlebten Sonntag aber liegt eine sehr viel tiefere Lebensbedeutung, die über alles bloße Ausruhn weit hinausgeht. Aber auch im christlichen Sinn den Sonntag als eine Zeit der Einkehr und der Besinnung zu nehmen, ist noch zu wenig, auch dies bliebe rationalistisch gedacht, denn es verkennt, daß der Sonntag zunächst einmal Feiertag ist. Feiern ist mehr als Sichbesinnen., wie es mehr ist als bloßes Ausruhn. Der Sonntag ist ein Fest — wenn auch ein kleines in der ganzen Ordnung der Feste — von einer frohen, gelösten, festlichen Gestimmtheit durchzogen. Und eben diese festliche Gehobenheit der sonntäglichen Stimmung kann von den beiden rationalistischen Erklärungsversuchen nicht begriffen werden. Darum müssen wir noch einmal innehalten und die Besinnung noch ein wenig weiter treiben, um die Lebensbedeutung des Sonntags in ihrer ganzen Wichtigkeit sehen zu lassen.

*

Das steht in einem etwas allgemeineren Zusammenhang, den wir uns für diese Zwecke kurz vergegenwärtigen müssen: Man hat in der neueren Philosophie, insbesondere dann in der Existenzphilosophie, die Zeitlichkeit und die Geschichtlichkeit in den Mittelpunkt der Deutung des menschlichen Daseins gestellt. Man meinte damit nicht die einfache Tatsache, daß sich das menschliche Leben innerhalb der Zeit und der Geschichte abspielt. Das hätte nicht so viel Nachdenken erfordert. Sondern man meinte damit den schon sehr viel schwerer zu begreifen Tatbestand, daß das menschliche Leben in seinem inneren Zusammenhang durch diesen Bezug zur Zeit und zur Geschichte bestimmt ist. Schon der einzelne Augenblick, scheinbar ein ausdehnungsloser Punkt, ist durch diesen zeitlichen Bezug bestimmt. Der Mensch lebt gar nicht im reinen Augenblick, er kann es nicht einmal, so gern er es manchmal möchte, denn er ist in seinem Leben vor die Notwendigkeit gestellt, für seine Zukunft zu sorgen. Darum hat

Heidegger die „Sorge“ als die Grundverfassung des menschlichen Daseins herausgehoben, und er meint damit nicht irgendeine vielleicht übertriebene Besorgtheit, sondern den unablässig zum menschlichen Leben gehörigen Tatbestand, daß der Mensch, um leben zu können, immer für die Zukunft planen muß und so mit seiner Aufmerksamkeit schon immer über die Gegenwart hinaus bei etwas Zukünftigem ist. Damit verbindet sich dann zugleich das zweite: Der Mensch arbeitet für die Zukunft, das bedeutet: er verändert die Lebensumstände, in denen er lebt, und er verändert dabei zugleich sich [316/317] selbst, und zwar in einem nicht umkehrbaren Sinn. Der spätere Zustand ist immer anders als der vorhergehende, und zwar so, daß es vom späteren nur immer weitergehen kann, daß es unmöglich ist, zum vergangenen Zustand wieder zurückzukehren. Die reale geschichtliche Zeit ist ein einseitig gerichteter, immer weiterlaufender Gang. Man kann dies Fortschritt nennen, wenn man es in einem optimistischen Sinti auffaßt, aber wie immer man sich dazu stellt, die Richtung auf so etwas wie Fortschritt ist in der Natur des menschlichen Herzens gegründet. Man braucht nur an die moderne Technik zu denken, um sich die ganze Dämonie zu vergegenwärtigen, die in dieser niemals stillestehenden, unmöglich zu einem früheren Zustand wieder zurückkehrenden, ja sich im Tempo notwendig immer weiter steigernden Entwicklung liegt.

Das ist das Bad der Zeit, an das wir geschmiedet sind. Diese Zeit kennt keine natürlichen Haltepunkte und auch in sich keine rhythmische Gliederung, sondern läuft pausenlos ihren atemberaubenden, sich immer mehr beschleunigenden Gang. Das ist die Hetze des modernen zivilisatorischen Daseins, von dessen zermürbender Wirkung wir ausgegangen sind. Wir leiden unter dieser Wirkung, und weil wir darunter leiden, ergibt sich die Frage: Muß das so sein? Ist der Mensch wirklich der Zeitlichkeit und der Geschichtlichkeit im eben gezeichneten Sinn ausgeliefert oder ist am bisher entwickelten, im wesentlichen so von der Existenzphilosophie entworfenen Bild doch noch etwas Wesentliches vergessen?

Indem diese Geschichtlichkeit mit ihrem ständig sich überstürzenden Ablauf das spezifisch Menschliche auszumachen scheint — wir sagen bewußt vorläufig nur „scheint“ — hebt sich der Mensch aus der Ordnung der Natur „heraus. Denn die Natur (wenn wir das Wort im Verständnis des natürlichen Menschen nehmen und die verwickelteren Fragen beiseiteschieben, die sich aus der modernen wissenschaftlichen Kosmologie ergeben) kennt eine andre Zeit, nämlich eine solche, die kreisförmig in sich zurückläuft. Wir sprechen kurz von einer „zyklischen“ Zeit: Die Planeten bewegen sich in ewig gleichen Kreisen, und mit der Planetenbewegung der Erde ist auf dieser dar ewig Wechsel der Jahreszeiten, von Frühling, Sommer, Herbst und Winter, mit der kreisenden Bewegung der Erde zugleich der Wechsel der Tageszeiten, von Morgen, Mittag, Abend und Nacht, gegeben. Alles Leben auf der Erde unterliegt damit diesem ewigen Kreislauf von Blühen und Welken. In diesem kreisenden Leben kommt alles wieder: Der Morgen bricht jeden Tag von neuem an, und auch der Frühling kommt jedes Jahr wieder, immer derselbe, wie auch der neue Mond, wie alles naturhafte Geschehen auf der Erde immer wiederkehrt. Und auch das Menschenleben ist in diesen ewigen Wechsel der Natur eingespannt. Im Landmann kommt es am reinsten zum Ausdruck, wie er mit den Jahres- und Tageszeiten lebt, im großstädtischen Dasein lockert es sich weitgehend, ohne doch auch hier ganz zu verschwinden.

Nun hat es Zeiten gegeben, in denen auch die Menschen noch ganz *in* diesem natürlichen Rhythmus lebten, d. h. noch völlig außerhalb der Geschichte als des sich in ständigem „Fortschritt“ wandelnden Geschehens. Das ist die im strengen Sinn vor-geschichtliche Zeit, wie die Romantik [317/318] sie zuerst geahnt hat und wie sie dann neuerdings weitgehend durch die empirische Forschung der Völkerkunde bestätigt ist. Es ist, wie Schelling sagt, „die Zeit der vollkommenen geschichtlichen Unbeweglichkeit. ... Es ist in ihr keine wahre Sukzession von Begebenheiten, keine Folge von Zeiten ... Damit ist nicht gemeint, daß in ihr überhaupt nichts vorgefallt, wie ein gutmütiger Mann sich das gedeutet hat. Denn freilich auch in jener schlechthin vorgeschichtlichen Zeit ging die Sonne auf und unter, die Menschen legten sich

schlafen und standen wieder auf, freiten und ließen sich freien, wurden geboren und starben. Aber darin ist kein Fortgang und also keine Geschichte, wie das Individuum, in dessen Leben gestern wie heute, heute wie gestern ist, dessen Dasein ein immer sich wiederholender Zirkel gleichförmiger Abwechslung ist, keine Geschichte hat“ (Werke VI, 236). Alles Leben bewegt sich in *ewig* gleichen Kreisen einer geheiligten Ordnung, aber diese Ordnung selber bewegt sich nicht.

Und so lag überhaupt dem ursprünglichen menschlichen Denken eine periodische Auffassung der Welt- und Menschengeschichte nahe. Frühe griechische Denker sprechen von einem großen Weltbrand, in dem die gestaltete Erde zu vorbestimmten Zeiten verschlungen wird und aus dem sie verjüngt zurückkehrt. Es ist der Gedanke vom großen Weltenjahr, der auch bei Goethe noch nachklingt. Und es scheint, als ob überhaupt erst das Christentum mit seiner Vorstellung vom bevorstehenden Weltgericht die Geschichtlichkeit im Sinn einer unwiederholbaren Einmaligkeit des vorwärtsstrebenden Zeitablaufs zu begreifen gelehrt hat, damit aber zugleich, da das Sein des Menschen wiederum von seiner Art, sich zu begreifen abhängt, die Geschichtlichkeit des Menschen eigentlich begründet hat. Doch' sollen diese weiterführenden Fragen uns an dieser Stelle nicht beschäftigen. Hier geht es zunächst um die eine Frage: Gibt es im unaufhaltsamen Abfluß der Zeit nicht doch natürliche Haltepunkte, Einschnitte, die eine rhythmische Gliederung dieses Ablaufs ermöglichen, d.h., der „reißen Zeit“ Einhalt gebieten und trotz allem — sagen wir bescheiden: — eine Art von in sich zurückkehrendem und darum sich ständig erneuerndem Kreislauf ermöglichen?

*

Das ist der allgemeinere Hintergrund, vor dem die Frage nach der Lebensbedeutung des Sonntags allein verständlich wird. Zu diesen Kreisläufen der Zeit gehört auch die Woche, die in siebentägiger Frist regelmäßig wieder zum Sonntag zurückkehrt und mit dem Montag dann neu beginnt. Ja, die Woche ist das handlichste und darum wohl auch wichtigste Maß in diesen Periodisierungen der menschlichen Zeit: länger als der Tag, der zu kurz ist und als Einheit aneinandergereiht dann eine monotone Abfolge ergeben würde, kürzer aber als das Jahr, das zu lang ist, als daß es der Mensch in einem einzigen zusammenhängenden Atem als Einheit durchleben könnte, ist die Woche genau das Maß, das der Mensch in einmaligem Anlauf seiner Arbeitsplanung, ohne müde zu werden, durchhalten kann. Darum kommt so ungeheuer viel darauf an, daß er diese rhythmische Gliederung wirklich durchlebt, daß er den Sonntag nicht überspringt, sondern ihn zum wirklichen ausgeprägten Ruhepunkt werden läßt.

Aber bei der Woche liegen die Verhältnisse zugleich schwieriger als bei den andern Perioden der Zeit. Denn während der Tag von Natur aus da ist und mit seinem Wechsel von Helligkeit und Dunkelheit dem Menschen seinen Rhythmus aufzwingt, und während sich das Jahr durch seine Wirkung auf das gesamte Leben der Natur mit derselben Sicherheit durchsetzt, entspricht der Woche kein solcher objektiver Naturvorgang. Es ist ein von Menschen gesetzter, wenn auch nicht ganz willkürlich, sondern nach menschlichem Maß bemessener Einschnitt, der diese sieben Tage zum Ganzen zusammenschließt. Und weil er vom Menschen gesetzt ist, darum kann er auch vom Menschen wieder aufgehoben, vergessen oder vernachlässigt werden. Darum bedarf der Sonntag als der die Woche zusammenhaltende Einschnitt einer ganz besonderen Pflege.

Daraus ergibt sich aber zugleich das schwierige Problem: Wie kann der Sonntag diese die Zeit wirklich innerlich gliedernde und gestaltende, nicht nur äußerlich abteilende Kraft haben, wenn ihm kein objektiver Naturvorgang entspricht, sondern er ein vom Menschen willkürlich gesetzter Einschnitt ist, der ebensogut auch nach einem anderen Maß, etwa nach zehn Tagen, gesetzt werden könnte? Das bedingt, daß auch die Antwort nicht aus den Gegebenheiten des

objektiven Zeitverlaufs, sondern ausschließlich aus denen des subjektiven Zeitbewußtseins gefunden werden kann.

Die Richtung für diese Antwort war ungesucht schon in der bisherigen Besinnung auf das Wesen der sonntäglichen Stimmung enthalten. Immer wieder waren uns dabei Bestimmungen einer eigentümlichen Zeitlosigkeit begegnet. Das bedeutet gewiß nicht, daß sich der Mensch hier faktisch außerhalb der Zeit befindet. Das ist unmöglich. Aber der Mensch hat hier ein anderes Verhältnis zur Zeit. Er hat nicht mehr die angespannt in die Zukunft vorausblickende Richtung der „Sorge“, in der die existenzphilosophische Deutung das alleinige Wesen der Zeit gesehen hatte, sondern er befreit sich daraus, indem er sich am Sonntag in seiner Muße „Zeit läßt“. Je vollkommener in ihm die festliche Gestimmtheit des Sonntags ansteigt, um so mehr fühlt sich der Mensch in einen Raum versetzt, wo die Zeit für ihn stillsteht. Er tritt zurück aus dem Zustand der angespannten Zeitlichkeit in die Gelöstheit eines sich zeitlos fühlenden Daseins. Das macht das tiefere Wesen der sonntäglichen Einschnitte aus, und insofern gliedern diese wirklich den Abfluß der Zeit. Es sind also zwei verschiedene Zustände der inneren menschlichen Zeitverfassung, die hier in rhythmischem Wechsel wiederkehren: die vorwärts drängende Zeit der Sorge und die in sich ruhende Zeit festlichen Beglücktseins. Indem der Mensch in diesen Pausen ganz aus der immer nur vorwärts drängenden Hast zurücktritt, gewinnt er Kontakt mit einem tieferen, im Zeitlosen ruhenden Lebensgrund und kehrt aus ihm nicht nur ausgeruht, sondern wirklich verjüngt in den zeitlichen Ablauf des Alltags zurück. Jetzt behält er sein inneres Gleichgewicht, so daß er sich nicht mehr von der rastlosen Flucht [319/320] des großstädtischen Lebens fortreißen läßt, sondern ihm gegenüber eine eigne Sicherheit behält.

So immer wieder zurückzutreten aus dem reißenden Strom der geschäftigen Zeit, das ist die Funktion des Sonntags. Von da aus verstehen wir die verhängnisvollen Folgen der Hast, die über diese natürlichen Einschnitte hinweglebt, und das tiefe menschliche Recht der alten religiösen Überlieferung, die der Sonntagsheiligung ein solches Gewicht beimißt. Wir erfüllen aber diesen Anspruch des Sonntags weder mit einer zweckmäßig erdachten Erholung noch mit einer krampfhaft gesuchten Zerstreuung, sondern am reinsten allein da, wo wir uns ganz dem Bewußtsein der sonntäglich-festlichen Gehobenheit überlassen.

*

Was hier vom Bewußtsein des gewöhnlichen, alle sieben Tage wiederkehrenden Sonntags gesagt wurde, das gilt in verstärktem Maße dann von den seltenen großen, durch ihr Eigenwesen aus dem normalen Jahresablauf herausgehobenen Feste: Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Geburtstag, Erntedank usw. Jedes von ihnen hat seinen besonderen unverwechselbaren Stimmungscharakter, den im einzelnen zu untersuchen eine lohnende Aufgabe wäre. Insbesondere aber hebt sich für deutsche Verhältnisse dabei das Weihnachtsfest heraus: Mit seinem langen Anlauf, der durch die ganze Adventszeit gesteigerten Erwartung, auch mit der ganzen Ausdehnung, die vom Heiligen Abend bis Neujahr eine lange Reihe festlicher Tage bildet, bedeutet dieses Fest eigentlich den tiefen Einschnitt, der die ganzen Jahre scheidet, den Jahressonntag also, ein den Zeitverlauf gliederndes Ereignis höherer Ordnung.

Dasselbe gilt weiter zugleich von den nicht zeitlich gebundenen und darum nicht in derselben Weise periodisch wiederkehrenden Festen, die den Lauf des menschlichen Lebens und seiner Arbeit gliedern, die Hochzeit etwa oder ein Fest wie das Richtfest, in dem die Beendigung einer großen gemeinsamen Arbeit gefeiert wird. Stärker noch schwingt hier die Stimmung aus im festlichen Rausch und führt eben darin erneut die Menschen in die Tiefe ihres Lebensgrundes zurück. Das ist ein besonderes Thema, das in Fortführung dieser Gedanken noch genauer untersucht werden muß.